

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Publikation dieses Bandes wurde durch die finanzielle Unterstützung des Förderfonds der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz – Lehre, Forschung, Kooperationen – ermöglicht.

Umschlaggestaltung: Thomas Jaberg, Peter Lang AG

ISBN 978-3-0343-0406-1

© Peter Lang AG, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Bern 2010
Hochfeldstrasse 32, CH-3012 Bern
info@peterlang.com, www.peterlang.com, www.peterlang.net

Alle Rechte vorbehalten.
Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ausserhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Switzerland

Inhalt

BERNHARD HAUPERT / SIGRID SCHILLING / SUSANNE MAURER Vorwort	7
WOLFRAM FISCHER Biografische Strukturierung in der Lebenswelt gesellschaftlicher Moderne	13
MARGRET DÖRR Erinnerung als biografische Wissensressource	35
UELI MÄDER Was biografische Zugänge erhellen	53
LEA MANI Über die Bedeutung der biografischen Illusion	71
BERNHARD HAUPERT Adoleszenzkrise und Generationenverhältnis: Vom Verlust der Sorge um die Nachwachsenden	87
SUSANNE MAURER „Medien-Biografien“ – Ein Zugang zu den Lebenswelten von Adressatinnen und Adressaten Sozialer Arbeit?	117
MARTINA GOBLIRSCH Struktural-hermeneutische Analyse narrativer Interviews ..	133
DOROTHEE SCHAFFNER Was bringt Biografieforschung der Sozialen Arbeit?	149

LEA HOLLENSTEIN

Umgang mit Komplexität in der Sozialen Arbeit –
Rekonstruktion der psychosozialen Falldynamik
auf der Grundlage biografischer Interviews 163

ULRICH OEVERMANN / SILKE MÜLLER

Biografieanalysen aus der Perspektive
der objektiven Hermeneutik 181

JOHANNA KOHN / URSULA CADUFF

Erzählcafés leiten: Biografiearbeit mit alten Menschen 193

UELI MÄDER

Was zwei erfolgreiche Biografien dokumentieren 217

MARIA PILOTTO

Biografieanalyse mit objektiver Hermeneutik 237

JOEL GAUTSCHI / CORNELIA RÜEGGER

Objektivierung des objektivierenden Subjekts?!
Bourdieu's Konzept der Reflexivität als Mittel
der Reflexion von Fallrekonstruktionen 245

DENISE BERGOLD-CALDWELL

Identität versus Biografisches Selbst?
Oder: Biografie in verschiedenen Hin-Sichten 253

Autorinnen und Autoren 263

Vorwort

BERNHARD HAUPERT / SIGRID SCHILLING / SUSANNE MAURER

Die „Institution“ der Summer School der Hochschule für Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz, bietet Studierenden und Dozierenden die Gelegenheit, sich während einer Woche empirisch und theoretisch fundiert mit einem zentralen Themengebiet der Sozialen Arbeit zu befassen und fördert gezielt die Einbeziehung von Institutionalisierungsformen, Arbeitsweisen und Professionskulturen der Sozialen Arbeit in anderen Sprachregionen der Schweiz und/oder anderen Ländern.

Die Summer School 2009 beschäftigte sich mit dem Themenbereich „Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit“ und fand in Kooperation mit der Philipps-Universität Marburg (Institut für Erziehungswissenschaft) und der Katholischen Hochschule Mainz (FB Soziale Arbeit) statt.

Der Analyse und dem Verstehen von Biografien und Lebensverläufen kommt für das professionelle Handeln im Rahmen sozialer Professionen zunehmend Bedeutung zu. Als konkrete Folge aktueller politischer und sozialstaatlicher Entwicklungen und einer damit verbundenen „Individualisierung“ sozialer Probleme stellt sich für die Soziale Arbeit vor diesem Hintergrund zunehmend die Frage, wie Biografien, Lebenskrisen und Erfahrungen des Scheiterns methodisch „entschlüsselt“ werden können, um Klientinnen und Klienten geeignete Hilfen anbieten zu können.

Für die Soziale Arbeit sind Fragen der Einschränkung der Autonomie der Lebenspraxis und der Bewältigung von Lebenspraxis zentral. Die Berücksichtigung lebensgeschichtlicher Zusammenhänge ermöglicht, diese in ihrem historischen und sozialen Kontext zu sehen, Ressourcen zu erkennen und daraus Interventionen abzuleiten. Die Biografieforschung innerhalb der Sozialen Arbeit

- zept zur Weiterbildung und Qualifizierung von Altenpflegerinnen und Altenpflegern. Inaugural-Dissertation. Universität Bamberg: 2005. (URL: <<http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/volltexte/2005/55/>>).
- Rosenthal, G.: Biografisch-narrative Gesprächsführung. Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 3. 2002, S. 204-227.
- Ruhe, H.G.: *Methoden der Biographiearbeit*. 4. Aufl. Weinheim und München: Juventa 2009 (1. Aufl. 1998).
- Schneberger, M./Jahn, S./Marino, E.: „Mutti lässt grüssen...“. Biografiearbeit und Schlüsselwörter in der Pflege von Menschen mit Demenz. Hannover: Schlütersche 2008.
- Stadelhofer, C./Stephan, M.: „Der Geschichte Gesichter geben“. Erzählcafés des ZAWiW von 2000-2005 im Raum Ulm / Neu-Ulm. Zentrum für Allgemeine Wissenschaftliche Weiterbildung der Universität Ulm (CD-ROM). Ulm: 2006.
- Völzke, R.: Erzählen – Brückenschlag zwischen Leben und Lernen. Angeleitete biografisch-narrative Kommunikation in Ausbildung und Praxis Sozialer Arbeit. In: *Sozial Extra* 29 (11). 2005, S. 12-15.

Was zwei erfolgreiche Biografien dokumentieren

UELI MÄDER

„Wenn du dich richtig anpasst, hast du keine Probleme“, sagt Rojhat.¹ Er ist kurdischer Herkunft und in Basel gut integriert. Seine Biografie ist eigentlich eine Erfolgsstory. Ähnliches gilt für Crista K. Sie arbeitet seit über vierzig Jahren als Coiffeuse, liebt ihren Beruf, hat ein eigenes Geschäft und ein relativ hohes Einkommen. Ihr Vater war Mechaniker, ihre Mutter Hausfrau und Saaltochter. „Coiffeure spielen jetzt auch Golf“, sagt Crista K. heute.

Rojhat stammt aus einer kurdischen Randregion. In der türkischen Stadt Konya schloss er die Grundschule ab. Dann folgte er, sechzehnjährig, seinem Vater, der schon Jahre zuvor in die Schweiz migriert war. Mutter und Geschwister kamen später nach. In Basel bestand Rojhat eine Verkaufslehre. Hier arbeitete er später in einem Restaurant. Heute ist Rojhat wieder in einem Basler Warengeschäft tätig. Er lebt mit seiner fünfköpfigen Familie im grenznahen Deutschland und sucht derzeit einen neuen Wohnsitz in Basel, wo er als begnadeter Basketballer schon vor ein paar Jahren das Bürgerrecht erlangt hat.

Crista K. kommt 1953 in S. zur Welt, einem Städtchen in einem eher ländlichen Gebiet, das damals noch „sehr ländlich“ war. Crista K. hat fünf Geschwister. „Wir sind drei Mädchen und drei Knaben gewesen.“ Sie ist die vierte, hat zwei ältere Brüder und eine ältere Schwester. „Wir sind also eine Grossfamilie gewesen und haben noch drei Zimmerherren im Haus gehabt.“ Ihr Vater arbeitet als Mechaniker und Garagenchef bei einem grösseren Unternehmen, die Mutter als Hausfrau und Saaltochter in einem

1 Alle Namen sind anonymisiert.

Restaurant. Der Grossvater väterlicherseits war ebenfalls Garagenchef, der Grossvater mütterlicherseits Schneidermeister. „Und die Frauen sind immer Hausfrauen gewesen, wahrscheinlich ohne Ausbildung, vielleicht mit einer Lehre als Schneiderin. Jedenfalls hat die eine Grossmutter dreizehn Geschwister gehabt.“ Crista K. besucht die Primarschule, dann die Bezirksschule, macht eine Lehre als Coiffeuse und die Meisterprüfung. Sie baut ein eigenes Geschäft auf, bildet sich noch in Biografiearbeit und zur Maltherapeutin aus und ist in all ihren Berufen tätig. „Der nächste Schritt ist dann die Pensionierung“, sagt sie in unserem Gespräch.²

Rohjat: Vom Land in die Stadt

Vor zwanzig Jahren lebte Rohjat noch im Zentrum der türkischen Stadt Konya. Konya beherbergt viele Kurdinnen und Kurden aus der Osttürkei. Rohjat zog im Jahr 1989 mit seiner Mutter und seinen drei Geschwistern von einer ländlichen Randregion aus nach Konya. Er sollte hier eine gute Schulausbildung erhalten. Das war der Hauptgrund für die Migration vom kurdischen Dorf in die türkische Stadt. In Konya blieb Rohjat zwei Jahre lang, von 1989 bis 1991. Der schulische Erfolg hielt sich in Grenzen. Die türkischen Mitschüler identifizierten Rohjat von der Sprache her gleich als Kurden. Das bekam er immer wieder durch Schläge zu spüren – für nichts und wieder nichts. „Wäre ich in der Türkei geblieben, hätte mich allein schon diese Erfahrung in die Opposition und ins Gefängnis getrieben“, sagt Rohjat am Montag vor Weihnachten 2008 in unserem Gespräch.

Rohjat war sechzehn Jahre jung, als er seinem Vater in die Schweiz folgte und seine Mutter und seine drei Geschwister in der

2 Ich führte die Gespräche im Rahmen der Studien „Basel von unten“ (Gruber et al., Zürich, Edition 8) und „Wandel der Arbeitswelten“ (Schultheis et al.), die im Jahr 2010 abgeschlossen werden.

Türkei zurückliess. Die Grosseltern vermisste er schon in Konya. Er liebte sie sehr und sah sie nie mehr in seinem Leben. Sie blieben im Dorf zurück. Rohjat freute sich gleichwohl auf die Schweiz. Er meinte, ins Paradies zu ziehen. Während seiner ersten Jahre in Basel wohnte Rohjat mit seinem Vater in einem Zimmer. „Das war auch gut so; nicht nur finanziell, auch wegen des Kontaktes“, sagt Rohjat heute. Er erlebt Basel als friedliche Schlafstadt.

In Basel angekommen, besuchte Rohjat zunächst einen dreimonatigen Sprachkurs in der ECAP, dann einen zweijährigen Integrationskurs. Hier nahm er wöchentlich sechs Stunden Deutschunterricht. Rohjat lernte leicht und schnell. Er sprach bald fließend Deutsch. Die drei Klassenbesten durften in die Berufsschule. Rohjat verpasste die Promotion knapp und trat 1993 eine Anlehre als Verkäufer im Detailhandel an, die er 1995 abschloss. Danach folgte ein Aufbaujahr. Der zusätzliche Abschluss ermöglichte die Umwandlung der Anlehre in eine Verkaufslehre. In Basel lebte Rohjat sechs Jahre allein mit seinem Vater zusammen. Er musste den Hauptteil seines Lehrlingslohnes für Kost, Logis und die Unterstützung der Mutter und Geschwister abgeben, die in der Türkei blieben und erst 1996 in die Schweiz nachreisten. Bevor die Familie in die Schweiz kam, musste Rohjat wegen des niedrigen Lohnes seines Vaters der Fremdenpolizei schriftlich bestätigen, die Familie finanziell zu unterstützen. Seit Rohjat in der Schweiz lebt, ist er erst zweimal besuchsweise in die Türkei zurückgekehrt.

Vater und Sohn

Rohjats Vater zog bereits 1985 illegal in die Schweiz. Beim dritten Versuch klappte es über die italienische Grenze. Der damals 36-jährige Analphabet verstand von der deutschen Sprache nur ein paar Brocken. In Basel arbeitete er in der Küche eines Restaurants. Er spülte Geschirr, schälte Karotten, entsorgte Abfälle und tat dies über fünfzehn Jahre lang, bis zur tiefen Depression. „Wegen

Mobbing“, sagt sein Sohn, der mittlerweile bald so alt ist wie der Vater bei der Ausreise. Sechs Jahre dauerte es damals, bis der Vater seine Familie erstmals in der Türkei besuchen konnte. Rojhat erinnert sich: „Ich fragte mich: Ist das dein Vater? Er wirkte so fremd auf mich.“

Der Vater von Rojhat migrierte hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen. 1985 veranlasste ihn die Krise in der Türkei dazu. Die Regierung und das Parlament hoben die Mehrwertsteuer massiv an und entwerteten das Geld. Das betraf auch Rojhats Vater, der Schafe hütete und nur ein kleines Einkommen erzielte. Um die Reise in die Schweiz zu finanzieren, musste er Geld aufnehmen. Ohne teure Vermittlung hätte er in Basel auch kaum eine Wohnung gefunden. Mit dem Lohn für seine Hilfsarbeit konnte er aber, dank extremer Sparsamkeit, die Schulden zurückzahlen und die Familie unterhalten. Harte Arbeit und die materielle Versorgung der Familie standen zeitlebens im Vordergrund. Bis sich der Körper auflehnte. Im Exil in der Schweiz, dem Land, das auch nach über zwanzigjährigem Aufenthalt keine zweite Heimat ist. Rojhats Vater träumt heute von den Schafen im kurdischen Dorf. Aber seine Krankheit und die Familie halten ihn hier. Es sei denn, er müsste ausreisen, weil er und seine Frau immer noch Mühe mit der deutschen Sprache haben. Die Auflage ist klar. Die Behörde verlangt die Integration. Sprachkenntnisse sind unabdingbar. Wenn Rojhats Eltern sie nicht erfüllen, entfallen die Unterstützung der Sozialhilfe und die Aufenthaltsbewilligung. Schliesslich sind Rojhats Eltern immer noch kurdische Türken oder türkische Kurden. Jedenfalls keine Schweizer. Zum Glück pilgerten sie kürzlich noch, wie lange ersehnt, nach Mekka; trotz gesundheitlicher Beschwerden.

Rojhat kam gerne in die Schweiz und ist bereits eingebürgert. Als gross gewachsener, talentierter Basketballer fand er bald Anschluss. Sein erster Trainer unterstützte ihn dabei. Obwohl sportlich erfolgreich, fühlte sich Rojhat öfters eingeschüchtert. „Das lag auch an Kleinigkeiten“, erklärt er. „Zum Beispiel an der Mundart. Wenn du auf der Strasse Ausdrücke nicht oder falsch verstehst, dann verunsichert dich das.“ Als schwierig erwies sich auch die

Suche nach einer Lehrstelle – zum einen wegen der väterlichen Vorstellung, sein Sohn müsse es einmal besser haben als er und studieren, zum anderen, weil Lehrstellen begehrt waren und Rojhat mehrere Absagen hinnehmen musste. In einem Warengeschäft packte er dann seine Chance. Rohjat arbeitete hier ab 1993 sieben Jahre lang. Seinem Vater bezahlte er monatlich 700 Franken. Bis im Jahr 2000, als Rojhat auszog, eine eigene Familie gründete und seinen Monatslohn von 3'000 Franken selbst benötigte. Rojhat fand dann auch eine neue Stelle in einem Schnellimbiss-Restaurant, in dem er bislang noch als Assistent des stellvertretenden Geschäftsführers arbeitete und brutto 5'600 Franken verdiente, inklusive Familienzulage und Kindergeld. Hätte Rojhat noch die nebenher versuchte Zusatzqualifizierung im Detailhandel geschafft, käme er monatlich auf 300 Franken mehr. Aber mit der ungenügenden Note in Französisch verfehlte er dieses Ziel trotz insgesamt gutem Durchschnitt. Rojhat war jedenfalls stolz auf seinen Verdienst. Er hatte sich von unten hochgearbeitet. Das Leben ist jedoch auch in Deutschland teurer geworden. Und die Abzüge für Steuern fallen ins Gewicht.

Im Paradies

„Ich gehe jeden Tag gerne arbeiten“, sagte Rojhat bei unserem Gespräch im Dezember 2008 und lobte die gute Stimmung im Schnellimbiss-Restaurant. „Das C. ist wie mein Geschäft“, sagte Rojhat.

Da übernehme ich viel Verantwortung. Es ist wie im Paradies. Wir können viel lachen und Freude haben. Und wir unterstützen uns gegenseitig. Auch wenn die deutsche Eigentümerfamilie, die in Zürich wohnt, etwas Druck macht und die Lohnkosten senken will.

Ihr sei es offenbar nicht so wichtig, ob die Leute glücklich sind. „Aber dann stehen wir zusammen. In der Gastronomie ist es immer ein wenig hart. Da musst du dich gut balancieren.“ Aber lieber

das verkraften, als neu anfangen und alles wieder neu aufbauen. „Und der Geschäftsführer ist locker und setzt sich für uns ein. Sein Stellvertreter ebenfalls. Wenn ein Mitarbeiter aus persönlichen Gründen heim muss, dann springt ein anderer ein.“ Das war an seiner früheren Arbeitsstelle im Warengeschäft nicht immer so. Dort musste Rojhat sogar am Tag seiner Verlobung arbeiten, und es blieb ihm trotz guter Leistungen auch versagt, Filialleiter zu werden. „Vielleicht hätte ich mehr schleimen und weniger Spass machen sollen. Aber wenn alles so ernst ist, werden schon acht Arbeitsstunden zur Qual.“ So spricht Rojhat, mit dem ich vor mehreren Jahren ins Gespräch kam, als er mich im Warengeschäft bediente.

Heute arbeitet Rojhat nebenher noch als Pizzakurier. Das tat er schon während seiner Arbeit im Restaurant. Die Arbeit besteht aus Gemüse rüsten, Essen verpacken und austragen. Wer einen Unfall baut, beteiligt sich mit einem Selbstbehalt. Und wer falsch parkiert, was in der Eile ab und zu vorkommt, bezahlt die Busse selbst. Das schmälert das Einkommen. Der Stundenlohn lag anfänglich bei sechzehn Franken. Jetzt beträgt er neunzehn Franken. Hinzu kommt noch etwas Trinkgeld.

Rojhat folgte seinem Vater 1991 in die Schweiz, lebte zuerst mit ihm alleine in Basel zusammen, dann mit der nachgezogenen Familie, bis er im Jahr 2000 seine Traumfrau heiratete und eine eigene Familie gründete. 2005 zog Rojhat „wegen der Kinder“ von Basel an einen grenznahen Ort nach Deutschland. Hier sind die Lebenshaltungskosten tiefer, und die Kinder können schon als Zweijährige in den Kindergarten gehen. Das gibt beiden Eltern teilen die Möglichkeit, erwerbstätig zu sein. Rojhat und seine Familie sind darauf angewiesen. Sein Einkommen allein reicht kaum aus, die fünfköpfige Familie zu versorgen. Im Jahr 2002 kam Rojda zur Welt. Zilan folgte im Jahr 2004, Roni drei Jahre später. Rojhat und seine Frau Gülbahar möchten baldmöglichst wieder in die Schweiz zurück. Am liebsten nach Basel, wo Rojhat ja ohnehin fünfzig Stunden pro Woche arbeitet. Auch Gülbahar hat in Basel eine Stelle. Sie ist Verkäuferin in einem Warenhaus, zurzeit

aber vorwiegend Hausfrau – bis das dritte Kind in den Kindergarten kommt.

Gülbahar stammt ebenfalls aus einem kurdischen Dorf. Sie ist kurdische Zaza-Alevitin und Rojhat ein sunnitischer Kurde. „Trotz unterschiedlicher Religion verstehen wir uns sehr gut“, sagt Rojhat. Gülbahar hat längst einen deutschen und einen EU-Pass, Rojhat einen schweizerischen. Er spielt immer noch Basketball. „Da kann ich Kollegen treffen und schreien. Das macht Spass.“ Wenn er am Abend arbeitet, kann er dafür am Morgen die Kinder in den Kindergarten bringen. Ist seine Frau alleine, dann muss sie den Kleinen wecken, um die Grösseren begleiten zu können.

Rojhats Geschwister leben alle in Basel. Ein Bruder hat psychische Probleme und ist auf Leistungen der Invalidenversicherung angewiesen. Das Hin und Her machte ihm laut Rojhat zu schaffen. Er war immer sehr intelligent. Mit dem Computer und so. Fast genial. Er hat auch eine Familie, mit der er sehr glücklich ist. Die Schwester Rojhats ist Mutter von zwei Kindern und putzt bei einer Pflegeeinrichtung. Sein jüngster Bruder arbeitet als Chemikant. Er wohnt bei den Eltern und unterstützt sie finanziell. Das gehört sich so. Der Jüngste ist immer für die Eltern verantwortlich. Ihm steht als Gegenleistung das Erbe zu. So will es das Gewohnheitsrecht, das im Prinzip immer noch gilt. „Aber wenn der Bruder morgen heiratet, geht er auch weg“, sagt Rojhat.

Du darfst die Sprüche nicht persönlich nehmen

Rojhat verfügt seit dem Jahr 2002 über den roten Schweizer Pass. Er hoffte bei unserem Gespräch im Dezember 2008, noch lange im Schnellimbiss-Restaurant arbeiten zu können. „Die Arbeit ist schon hart“, sagte er. „Besonders für Küchenleute. Aber als Counter an der Kasse ist es super. Da hast du viel Kontakt. du darfst nur die vielen Sprüche nicht persönlich nehmen.“ Deshalb reagiere er auch nicht, wenn ihn jemand rassistisch anmache.

Ich bleibe immer ruhig. Dann können sie meistens auch anders. Oder wenn sie Pommes wollen. Dann können sie keine Minute warten. Sie werden gleich nervös. Und wenn etwas fehlt, weil eine Maschine ausfällt, rasten sie aus.

Aber wer sich richtig anpasse, habe keine Probleme. Am Morgen stellte Rojhat immer zwei Wecker. Er durfte sich nicht verschlafen. Wenn er das Restaurant aufschliessen musste, war das für ihn eine grosse Verantwortung. Mehr noch: eine Ehre. Der Schlüsselbund symbolisierte das Vertrauen, das er sich im Restaurant allmählich erworben hatte. Rojhat erlebt auch in Sportkreisen viel Wertschätzung. Er ist in Basel schon recht bekannt und sogar als Prominenz gefragt. „In Basel ist es heute fast ein wenig so“, sagt er, „als ob ich daheim im Dorf wäre.“ Was sich inzwischen verändert hat, teilte mir Rojhat in zwei Schreiben mit.

„Hallo Ueli“, schrieb er mir am 22. Februar 2009.

Ich habe diese Woche die Kündigung bekommen auf Ende April. Grund, ich bin zu teuer für den Betrieb. Die Ausrede war für mich nicht befriedigend. Ich bin jetzt auf der Arbeitsuche. Bitte, wenn du in deinem Kreis etwas hörst, als Chauffeur, Verkäufer, Betriebsarbeiter, Lagerarbeit, Fabrikarbeit, würde ich mich gerne bewerben. Vielen Dank. Lieben Gruss, Rojhat.

Am 29. April 2009 folgte dann ein zweites Schreiben. „Hallo Ueli“, schrieb Rojhat.

Möchte meine Freude mit dir teilen. Heute habe ich bei M. den Vertrag erhalten. Werde ab 01.05.2009 als Fachleiter Früchte und Gemüse anfangen (im neuen Einkaufszentrum S.). Weisst du, meinem Chef im Restaurant ist auch gekündigt worden – nach 21 Jahren. Er war ein guter Chef und ein guter Mensch. Ich bin sehr froh, dort nicht mehr arbeiten zu müssen. Mit der Wohnung bin [ich] immer noch am Suchen. Lieben Gruss, Rojhat.

Im Mai 2009 besuchte mich Rojhat zu einem weiteren Gespräch. Er berichtete, wie sehr ihn die Kündigung geschockt und auch verletzt habe. Er kam auch immer wieder auf seinen Vorgesetzten zu sprechen, der nach über zwanzig Jahren ebenfalls entlassen wurde. „Einfach um ein wenig Gehälter einzusparen, nachdem er den ganzen Umbau gemacht hat und sein halbes Leben für den

Betrieb gegeben hat.“ Dass Rojhat selbst so rasch eine neue Arbeit gefunden hat, freut ihn. Und zwar „über den Baslerstab, nicht über die Arbeitsvermittlung“. Die Bemühungen des Arbeitsamtes erlebte er als „demotivierend – mit viel Papier“. Als Filialleiter kommt Rojhat nun auf einen Monatslohn von 5'000 Franken. So kann er für seine fünfköpfige Familie auch einfacher eine neue Wohnung in Basel suchen. Bei der Wohnungsvermittlung wartet er seit Wochen auf eine Antwort.

Rojhat selbst spricht fließend Deutsch. Seinen bald sechzigjährigen Eltern fällt das schwerer. Sie können sich zwar ordentlich verständigen, aber das genügt den Vorstellungen der Sozialhilfe nicht. Sie wollen die Integration vorantreiben. Wenn es nicht klappt, drohen laut Rojhat der Entzug der Mittel und die Ausweisung. Das findet er nicht gerecht, zumal andere eher zu leicht Unterstützung bekämen.

Rojhats Eltern wären gerne noch erwerbstätig. Aber es fehlt an Kraft und Möglichkeiten. Sie sollen sich nun darauf konzentrieren, die deutsche Sprache besser zu lernen. Das fällt aber schwer. Die Integrationsauflage der Sozialhilfe schwebt wie ein Damoklesschwert über ihnen. Rojhats Eltern wollen in der Schweiz bleiben, setzen sich aber auch schon damit auseinander, in die Türkei zurückreisen zu müssen. Sie haben das Land vor vielen Jahren verlassen. Die eigenen Eltern sind längst verstorben. Und die Kinder und Enkel leben in ihrer neuen Heimat, in Basel.

Crista: Mit den Beatles aufgebrochen

In der Kindheit „ist alles so verhärtet gewesen“, sagt Crista K. Erst 1968 sei etwas passiert. „Ich habe das früher so eingengt empfunden und als unangenehm erlebt. Das ist dann mit den Beatles etwas aufgebrochen.“ Und mit dem Prager Frühling. Crista K. erlebt ihn sechzehnjährig.

Da bin ich zum ersten Mal auf die Strasse gegangen. Und das ist wie ein Schnitt gewesen. Da sind dann auch die harten Kämpfe in der Familie gekommen. Vorher hast du ja nicht über die eigene Nasenspitze hinaus gesehen, und die Alten haben alles bewahren wollen; wahnsinnig streng eigentlich.

Crista K. hat es so empfunden und zum Glück gute Lehrer gehabt, die sie gefördert haben.

Die „elterliche Grundstruktur“ gibt vor: Alle müssen eine gute Ausbildung haben und auf eigenen Beinen stehen können. Egal, ob Mädchen oder Knabe. „Ja, das ist nie unterschieden worden. Das finde ich auch noch gut.“ Hauptsache, man hat genug Geld zum Leben und Essen. Und irgendwann vielleicht einmal ein eigenes Haus. So wie es die Eltern auch gehabt haben. Die Mutter will, dass die Kinder studieren. Ein Sohn erfüllt diese Erwartung. Der Vater avanciert im Unternehmen zum Chef der Garage. Er ist auch für den Autopark des Patrons zuständig und dessen rechte Hand. Der gute Verdienst sichert eine mittelständische Position. Als Crista zur Welt kommt, kaufen die Eltern ein Haus. Dies mithilfe des Unternehmens. Der Patron bürgt. Das Haus liegt in der Altstadt. Es vermittelt Sicherheit. Die Grosseltern leben ebenfalls in einem eigenen Haus im „Stettli“. Sie sind extrem konservativ. Der Landamman gilt als Nabel der Welt. Was er sagt, duldet keinen Widerspruch. Wie beim Papst. Der Vater ist freisinnig, wie er selbst betont. Aber nicht parteimässig. Er sagt, dass er denkt, was er will. Aber er legt sich ungern fest und ist eigentlich sehr hierarchisch eingestellt. Die Arbeit ist sein Leben. Er geht auch fast jedes Wochenende ins Unternehmen. Es gibt immer etwas zu tun. Die Unternehmens-Dynastie will gepflegt sein. „Also, wenn denen ein Oldtimer kaputt gegangen ist am Wochenende, dann ist selbstverständlich der Garagenchef persönlich den flicken gegangen.“ Auch, weil sich der Patron sozial verhalten und „etlichen Angeestellten eben für das Haus gebürgt hat“. Der Patron stellt den Mitarbeitenden auch Bäume zur Verfügung, die auf seinem grossen Landstück stehen.

Dann hast du wieder für eine Saison ein paar Bäume gehabt mit viel Obst. Und so haben wir immer Äpfel und Birnen vom Unternehmen gehabt. Und Quitten. Auch vom Stadtamman. Ja. Ich bin viel mit dem Leiterwagen unterwegs gewesen.

Allerdings mit einem „Schämmer“-Gefühl. Crista hat als Kind das Gefühl, einer eher armen Familie anzugehören. Während ihre ältere Schwester Tennis spielt, verbringt sie ihre Freizeit anders.

Ich bin immer in der Baracke gewesen, wo die Armenenössigen gewohnt haben. Mit denen habe ich mich befreundet. Das ist sehr ungern gesehen worden. Aber dort habe ich mich zugehörig und frei gefühlt.

Die Brüder von Crista K. sind eher angepasst. Wie der Vater, pragmatisch, strategisch. „Sie beziehen keine Stellung für irgendetwas.“ Die Schwester setzt sich indes recht clever für ihre Interessen ein. Und Crista K. ist schon früh das schwarze Schaf der Familie. Praktisch für alle. Sie gilt als grosse Rebellin. Das ist eine harte Position. Sie macht Crista K. auch stark. Antrieb erfährt sie „durch die Ablehnung durch die Mutter“. Daraus schöpft Crista K. viel Energie. Die Mutter arbeitet enorm viel. Sie geht nebst der Familienarbeit servieren und beherbergt Zimmerherren. Geld ist für sie wichtig. Fleisch kommt auch an Werktagen öfters auf den Tisch. „Wir haben eigentlich mehr gehabt als andere und an und für sich alles gehabt.“ Die Mutter erleidet indes mehrere Nervenzusammenbrüche. Bei der ersten Spitaleinweisung ist Crista vier Jahre alt. Sie erlebt ihre Mutter „nervlich eigentlich immer am Rande“. Die Mutter habe „gekrampft, nur gekrampft“, und sie krampfe mit 85 noch immer. Sie geht zum Bruder in die Fabrik arbeiten, hat ein Haus mit sieben Zimmern und eine Liegenschaft mit ein paar Wohnungen gekauft, die sie selbst reinigt. Sie verrichtet Handwerksarbeiten, macht die Wäsche für alle Brüder und für alle Handball-Teams vom örtlichen Club. Sie hat dafür extra eine Industriemaschine gekauft.

Als Kind erlebt Crista die familiäre Situation als „chaotisch und grausam“. Die Eltern haben „null Ahnung von Beziehung“. Cris-

ta lernt bald, was sie nicht will. Sie ist als viertes Kind „auch ganz sicher alles andere als willkommen gewesen“. Die versuchte Abtreibung klappt nicht. Die Mutter „ist auch sicher tod-unglücklich gewesen mit dem Mann“. Und trotzdem hat Crista das Gefühl, „die haben sich geliebt, aber sie haben keine Gebrauchsanweisung gehabt, wie miteinander umzugehen; und Therapie in der damaligen Zeit hat es eh nicht gegeben“. Ja, „es ist sehr grauenvoll gewesen“. Die Mutter kauft zwar Bücher von Psychologen. Und sie geht zu Vorträgen. Aber das reicht nicht. Sie kann das Blatt nicht wenden. Mit Crista kommt es später zum totalen Bruch. Crista geht mehrere Jahre nicht mehr nach Hause. Heute treffen sich die beiden Frauen ein- bis zweimal im Monat. Die Mutter sagt, Crista habe sich vom Saulus zum Paulus gewandelt. Und sie meint, Crista damit ein Kompliment zu machen. Und Crista sagt, sie sei als Kind auch stolz auf ihre Mutter gewesen.

Crista nimmt als Kind wahr, wie tüchtig ihre Mutter ist und dass sie ein offenes Haus pflegt. Auch für andere Kinder, Scheidungskinder zum Beispiel. Sie sind willkommen. Und als die Brüder etwas älter sind, bringen sie Kollegen heim. Am Wochenende steigen Feste. Manchmal sind zwei Dutzend Jugendliche in der Küche.

Also, das sind so die Sachen, die ich sehr toll gefunden habe. Und, ich habe eigentlich eben nicht viele Frauen gekannt, die ich als Mutter hätte haben wollen. Nur die Einzelkinder habe ich beneidet. Ich habe das Gefühl gehabt, die haben es gut und bekommen so viel Zuwendung. Ja. Zigeuner haben mir auch noch gepasst. Die Affinität zu ihnen kommt wohl so aus meinem heimatlosen Gefühl.

Als Kind haut Crista hin und wieder auch ab. Sie versteckt sich in anderen Häusern, sucht Zuflucht. Die Eltern müssen sie auffinden. Einmal mithilfe der Feuerwehr und Polizei. Als Crista einmal erst nach Mitternacht heim kommt, setzt es überraschenderweise keine Schläge. Sonst langt vor allem die Mutter zu.

Aber eigentlich hast du es ja gut

Crista K. zieht 1969 als erste der sechs Geschwister von zu Hause fort. Sie ist 18-jährig und schon ein Jahr lang in einer Lehre als Coiffeuse, die sie 1971 beendet und gegen den Willen der Mutter angetreten hat. Die Mutter will, dass Crista studiert. Nach der Lehre geht Crista K. ins Tessin „zum eigentlich besten Coiffeur der Schweiz“. Sie ist beruflich ambitioniert.

In der Grundschule wollte Crista noch Lehrerin oder Krankenschwester werden. Während der Pubertät verflüchtigen sich diese Berufswünsche. Crista möchte am liebsten nur noch Musik hören. Sie hält sich viel in einem Plattenladen auf, der den Eltern einer Freundin gehört. Die Eltern drohen mit einem Erziehungsheim, und sie meinen es sehr ernst. Crista entdeckt in einer Schublade die Anmeldung, „natürlich für ein katholisches Internat im Welschland“. Dann fällt dieser Sekundenentscheid, ein Jahr vor Abschluss der Bezirksschule. Als Alternative zum Internat. Und aus Protest gegenüber den elterlichen Ambitionen. Der Vater stellt das Ultimatum: Wenn nicht Internat, dann ein ordentlicher Abschluss der Bezirksschule oder einer Berufslehre. Crista antwortet: „Ja, als Coiffeuse“, ohne vorher je an diesen Beruf gedacht zu haben. Sie hat zuvor „nichts so gehasst wie den Coiffeur“. Immer wenn die Haare einigermassen standen, drängten die Eltern zum Coiffeur. „Und danach hast du immer so eine Idiotenfrisur auf dem Kopf gehabt.“ Also geht Crista eine Lehrstelle suchen. Sie klappt in einer grösseren Stadt eine Liste mit Coiffeuren ab, findet eine Stelle, tritt sie bald an, verlässt sie wieder nach zwei Wochen und findet eine neue Lehrstelle.

Crista kennt die Stadt nicht, abgesehen von einem Besuch im „Zolli“ und einem Einkauf im Pfauen. Alles ist ihr so fremd. Sie beginnt „beim exklusiven R.“ gegenüber dem Restaurant S. und erfährt nach zwei Wochen, die richtige Lehre erst in einem Jahr anfangen zu können. „Die haben also immer jemandem die Lehre versprochen, und der hat dann denen den Trottel gemacht, ein-

gekauft, geputzt.“ Crista lehnt das ab. Sie will die Lehre gleich anfangen, sagt das „ziemlich taff“ und findet innerhalb eines Tages eine neue Stelle beim Coiffeur M., der ebenfalls sehr bekannt ist. Ein Glücksfall für Crista K.

Beide Coiffeurgeschäfte sind „so ein bisschen prominente“. Ja. Aber Crista kommt vom Land. Sie kennt sich noch nicht aus und hätte „irgendwo landen können“. „Ich glaube, ich habe einfach wahnsinnig Glück gehabt, oder es gibt eine Fügung.“ Darauf deutet auch der Vergleich mit der älteren Schwester hin, die zu Hause die Lieblingstochter ist und in der Schule die schlimmsten Lehrer hat. Umgekehrt verhält es sich bei Crista. Sie hat zu Hause viel Stress und wird in der Schule besonders gefördert. Also denkt sie: „Es gibt immer irgendwie einen Ausgleich.“

In der Lehre ist Crista „vom ersten Tag an begeistert“.

Also bei dem ist es angenehm gewesen. Und dadurch, dass ich eine extrem gute Lehrtochter gewesen bin, habe ich natürlich einfach eine tolle Lehre machen können. Wir haben natürlich wahnsinnig viel gearbeitet. Für keine fünf Franken in der Woche im ersten Lehrjahr. Wir sind also wahnsinnig ausgebeutet worden, eigentlich. Aber das ist so eine Ambivalenz. Du wirst wahnsinnig ausgebeutet, aber eigentlich hast du es gut. Ja, das ist mir eigentlich egal gewesen, weil ich so begeistert gewesen bin. Und da bist du natürlich extrem abhängig. Auch vom Trinkgeld zum Beispiel. Also, du bist froh gewesen über das Trinkgeld. Das ist auch ambivalent. Sogar sehr. Man sollte ja auch immer Trinkgeld geben. Wir haben das so drin. Und wenn du Trinkgeld bekommst, da bist du froh, wenn es viel ist.

Nach der Lehre geht Crista ins Tessin, qualifiziert sich weiter und kommt dann in die Stadt an die alte Stelle zurück. Eigentlich bloss für drei Monate als Aushilfe. Aber sie bleibt dann drei Jahre. Bis sie fristlos entlassen wird. Wegen eines Streits über die Höhe des Lohnes. Und wegen einer Erkrankung. Crista hat zu dieser Zeit schon die ersten Operationen. Zwischen ihrem zwanzigsten und dreissigsten Lebensjahr wird ihr Bauch etwa achtmal geöffnet. Wegen einer Eileiterschwangerschaft und wegen Unterleibs- und Darmgeschichten. Im Geschäft ihres Lehrmeisters macht sie „natürlich wahnsinnig viel Umsatz“. Sie gilt als Superstar. Und dann

muss sie aus gesundheitlichen Gründen weniger arbeiten. Eine Zeit lang vielleicht fünfzig bis sechzig Prozent. Und der eine Kollege, der hundert Prozent arbeitet, macht nicht mehr Umsatz. Gleichwohl will der Chef Crista den Lohn kürzen. Das findet sie nicht fair. Gleichzeitig übernimmt der Chef das Geschäft von M. Er wird immer geldgieriger und drückt auch die Löhne. Das lässt sich Crista nicht bieten. Sie lehnt einen tieferen Lohn ab und erhält dann die Kündigung. Inzwischen lebt sie schon mit ihrem ersten Mann zusammen. Und nach der Kündigung arbeitet sie ein Jahr lang bei einem Kollegen als freie Mitarbeiterin. Sie überlegt sich, ob sie den Beruf wechseln soll. Goldschmiedin ist eine Option. Aber dann fragt J., ein renommierter Coiffeur, ob sie nicht bei ihm vierzig bis fünfzig Prozent arbeiten will. Sie sagt zu und wird Geschäftsführerin „bei diesem eigentlich grauenvollen Ausnützer“. Sie soll sogar Partnerin werden. Aber das lehnt sie ab. Crista macht die Meisterprüfung und eröffnet ihr eigenes Geschäft – mit 28 Jahren. Und jetzt ist sie „schon 27 Jahre dort“. Gemeint ist ein sehr privilegierter Ort in einer grösseren Stadt. Ja, Crista arbeitet nun seit über vierzig Jahren als Coiffeuse.

Coiffeur will Geld verdienen

Crista K. engagiert sich seit vielen Jahren auch für eine soziale Einrichtung. Sie leitet eine Selbsthilfegruppe und arbeitet im Vorstand mit. Ohne persönliche Betroffenheit. Für sie ist das mehr ein Anwendungsgebiet von ihrer Ausbildung in Biografiearbeit. Sie betrachtet ihr Engagement als Versuch. Sie will das zwei Jahre machen und bleibt dreizehn Jahre lang. Sie setzt sich auch in einer renommierten Stiftung ein und nimmt Lehrtöchter, die persönliche Probleme haben. Crista K. sagt:

Unser Beruf hat ja eine Phase gehabt, in der ziemlich viel mit Drogen gelaufen ist in den Coiffeurläden, also Angestellte, die ‚drögelet‘ haben und so.

Und da habe ich schon mehr als einen Lehrling mit Drogenproblemen gehabt. Ich habe auch sonst immer Sozialfälle im Geschäft gehabt. Und mache das eigentlich bis heute. Heute mehr mit psychisch Kranken. Zum Beispiel mit G. Die habe ich jetzt gerne genommen. Und die E. kommt auch aus sehr schwierigen Familienverhältnissen, so dass ich dort schon sehr schauen und stützen muss. Auch mit heftigen Auseinandersetzungen. Ihren Vater habe ich mal aus dem Geschäft heraus gestellt. Aber ich ziehe dann immer auch Fachleute bei und arbeite auch gut mit dem Gewerbeinspektorat zusammen. So bin ich für meine Leute immer da, wenn sie mich brauchen, das ist klar.

Crista fühlt sich mit ihrem Engagement relativ allein im Coiffeur-Business. „Weil der Coiffeur, der will Geld verdienen.“ Das will sie zwar auch. Sie muss ja auch leben. Aber sie versucht immer wieder, den Meisterverband für soziale Themen zu gewinnen. „Aber da kommst du nicht durch. Da hast du Null Chancen. Ja, das ist eine himmeltraurige Geschichte.“ Crista K. hat auch ein Atelier, in dem sie malt und Malkurse gibt. Während fünf Jahren arbeitet sie wöchentlich einen Abend mit geistig Behinderten in einem Heim. Hinzu kommen zwei Abendmalkurse und ein Nachmittag mit psychisch kranken Erwachsenen. Aus dieser Arbeit entsteht auch eine Ausstellung. Heute kommt Crista K. immer weniger dazu.

Vieles ist heute schematisiert

Was Crista K. mühsam findet, ist die neue Art, Lehrlinge auszubilden. Da hat sich sehr viel verändert. Vieles ist heute schematisiert. „Du musst dir vorstellen, die haben eine Vorschrift, wie sie einen Kamm halten müssen.“ Die Haarschnitte haben Grundschema, die alle lernen müssen. Eine Grundtechnik, das sei sicher gut. Aber viel Kreativität ist weggefallen. Es gibt immer mehr Normiertes. Wobei Haare schneiden einfach lässig sei. Crista K. macht das zurzeit noch halbtags. Sie hat aus gesundheitlichen Gründen ihr Arbeitspensum reduziert. Sie hat Mühe, den Arm zu heben. Das ist eine klassische Berufskrankheit. Eine Art Tennisarm mit Mus-

kelverkürzung und Entzündungen. Crista K. sagt: „Ich bin einfach verbraucht.“ Die Belastung vom ewigen Haare schneiden ist zu gross für den Arm. Andere haben Rückenprobleme – von der Überbeanspruchung und von der immer gleichen Bewegung. Ja, das ist verbreitet. Und daraus erwächst eine Aufgabe für die Ausbildung der Lehrlinge. Crista K. achtet sehr auf die Haltung und auch auf die Schuhe, die sie tragen. „Da hat man früher nicht darauf geschaut. Da musstest du bucklig sein, in der Dienstleistung, sonst bist du kein richtiger Dienstleister gewesen.“ Früher durfte man auch nicht sitzen zum Haare schneiden. Da hat sich viel verändert. Auch Positives. „Und wenn wir die Kunden vernünftig einschreiben, dann gibt es auch keinen unnötigen Termindruck.“ Das war früher anders. Als Angestellte hat Crista K. bis zu fünf Kundinnen und Kunden nebeneinander bedient. „Dort ist einer am Farbe auftragen gewesen, hier hast du gewickelt, ich habe geschnitten, dort ist eine unter der Haube gewesen.“ Das hat sie gehasst und im eigenen Geschäft sofort geändert. Ohne grosse Umsatzeinbusse. Denn früher mussten die Kundinnen und Kunden immer wieder lange warten.

Coiffeusen haben keine andere Wahl

Crista K. freut sich, dass die Minimallöhne inzwischen angehoben sind. Allerdings laufen gerade „heisse Veränderungen“. Der neue Minimallohn für Coiffeusen und Coiffeure liegt bei 3'300 Franken. Das entspricht etwa dem, was eine Verkäuferin in einem Warengeschäft verdient. Der Lohn soll nun auf 3'400 Franken angehoben werden. Das findet Crista K. „völlig okay“, wobei es für kleine Geschäfte mit geringem Umsatz manchmal schwierig sei, diese Lohnsummen aufzubringen. Crista K. bezahlt möglichst viel. „Was ich mir leisten kann, das bezahle ich.“ Sobald eine Mitarbeiterin viel umgesetzt, erhält sie mehr Lohn. Wenn sie sechs Monate minus macht, bekommt sie nicht weniger. „Die sol-

len einfach auch gut verdienen. Und das gebe ich gerne.“ Aber das ist nicht üblich. Die meisten Coiffeurmeister jammern, es rentiere nicht. Sie versuchen, immer noch mehr aus den Angestellten herauszupressen. Und jetzt hat es angefangen, dass Betriebe Umsatzvorgaben machen, von Anfang an, wenn eine kommt. Die stellen eine ein und sagen, wir erwarten von ihnen in drei Monaten einen Umsatz von beispielsweise 8'500 Franken. Und wenn sie diesen Umsatz nicht erreichen, dann kommt der Chef und sagt, ich kann sie von jetzt an nur noch sechzig Prozent beschäftigen. So werden die ohnehin sehr bescheidenen Minimallöhne unterlaufen. Und die Coiffeusen haben keine andere Wahl. Es ist heute schwierig, eine Stelle zu finden. Und die Coiffeusen sind schlecht organisiert. Das kommt hinzu. Und die neue Regelung, die derzeit verhandelt wird, sieht offiziell einen reduzierten Lohn für ein ganzes Jahr vor. Crista K. ist froh, wenn ihre Mitarbeiterinnen auf 8'500 bis 9'000 Franken Umsatz kommen, was nicht selbstverständlich sei. Sie schaffte früher 14'000 bis 15'000 Franken. Und das bei niedrigeren Preisen.

Dass es so wenig Solidarität unter den Coiffeusen gibt, enttäuscht Crista K. Sie setzt sich auch im Coiffeurmeisterverband immer wieder in die Nesseln. Zum Beispiel mit dem Vorschlag, die sexuellen Belästigungen und Übergriffe am Arbeitsplatz anzugehen. „Kein Schwein“ interessiere sich auch dafür, dass viele Lehrlinge aus sozialen Schichten mit grossen familiären Problemen kommen. Selbst ist Crista K. stolz darauf, dass mehrere ihrer ehemaligen Lehrlinge heute ein eigenes Geschäft führen. Sie hat das sehr unterstützt und hofft, dass die vorgelebte Kultur weitergeführt wird. Mit gemeinsamen Essen, Absprachen, einer flachen Hierarchie und einer Patronin, die führt und sich um alle kümmert, ohne sich zu überheben oder anzubiedern.

Du musst eine klare Position einnehmen. Das empfinden die Angestellten auch als Entlastung. Sonst funktioniert es nicht. Ich bin für sie ‚Chef, Boss und Freundin‘. Das haben sie mir so auf die Geburtstagskarte geschrieben. Und das hat mich zu Tränen gerührt. Und sie sehen auch meine Sorgen. So kommen Nähe und Distanz gut zusammen. Auch die Gefühle sind dabei.

Das haben wir uns gemeinsam so erarbeitet. Und es stimmt, weil es echt ist. Aber das ist nicht leicht.

Crista K. hat viele Kundinnen und Kunden. Und sie führt während der Arbeit recht intensive Gespräche mit ihnen. Aus Interesse, nicht aus Routine. Ihr Motto lautet: „Frage nie einen Menschen, wie es ihm geht, wenn es dich nicht interessiert. Sonst wird alles stereotyp.“ Aber sie wählt ihre Kundschaft auch aus und nimmt nicht alle. Besonders „edelmütige Gutmenschen“ erträgt sie nicht. Auch keine primitiven und rassistischen Leute. Einen Kunden, der von einer jüdischen Angestellten nicht bedient werden wollte, stellte sie gleich vor die Türe.

Aber es gibt schon auch eine Versuchung, die Leute ein wenig aufzustellen. Crista K. thematisiert das offen. Gerade bei einer Kundschaft, die älter wird und Krankheiten und Todesfälle in der Familie hat.

Da achte ich schon besonders auf die Stimmung. Aber nicht aufdringlich. Ich warte zuerst, was von den Leuten selbst kommt. Und je nachdem kann es dann auch einer anderen Kundin passieren, dass sie ein wenig warten muss.

Kein Fazit

Die Biografien von Rojhat und Crista liessen sich nun ausgiebig interpretieren. Ich verzichte hier darauf und lasse die Auszüge so stehen. Sie dokumentieren soziale Verhältnisse und Veränderungen in der Arbeitswelt. Der persönliche Erfolg weist darauf hin, wie nahe der Erfolg beim Misserfolg und bei dem liegt, worüber viele Menschen stolpern.

Rojhat hat sich in der Schweiz angepasst und durchgesetzt. Mit teilweise misslichen Erfahrungen, aber erfolgreich. Rojhat ist in Basel eingebürgert. Er spricht fließend Deutsch, arbeitet fleissig und gilt als gut integriert. Er hat viele Bekannte und sportliche

Anerkennung. Rojhat fühlt sich hier „recht wohl“. „Aber das Gefühl, fremd zu sein, das bleibt, auch wenn du schon recht gut dazugehörst“, sagt er. Und: „Anderen geht es noch viel mehr so.“ Das zeigt auch die Situation seiner Eltern und Geschwister.

Crista K. ist ebenfalls in mehreren Welten zu Hause. Auf dem Golfplatz, im Coiffeurgeschäft und in einer Stiftung, die sich mit sozialen Fragen befasst. Sie kommt aus der Mittelschicht. Nach ihrem subjektiven Empfinden stammt sie aber aus eher ärmlichen Verhältnissen. Ihr einsamer Entscheid, Coiffeuse zu werden, provozierte die Eltern. In ihrem Werdegang manifestiert sich viel Widerständiges und Eigenwilliges. Aber ihr Weg verläuft auch sehr erfolgreich. Dadurch erhält sie viel Anerkennung; etwas verspätet auch von ihren Eltern. Crista K. liebt ihren Beruf nach über vierzig Jahren immer noch. Sie mag das Handwerkliche und das Kreative, kritisiert die vielen neuen Normierungen, leidet unter den gesundheitlichen Beeinträchtigungen und engagiert sich für die Lehrlinge und für bessere Arbeitsbedingungen, beispielsweise für einen höheren Mindestlohn

Nach vielen Beziehungswechseln lebt Crista K. nun schon mehrere Jahre mit ihrem Mann zusammen, der studiert hat. Er ist 63 Jahre alt und hat immer noch etwas Fremdes für sie. „Er ist ein Einzelkind und kommt aus konstruktiven Konfliktverhältnissen. Bei uns ist [es] hingegen ein sehr stark destruktives System gewesen“, sagt sie. In ihrer Freizeit malt Crista K. Bilder. Sie pflegt auch ihren Garten und spielt mit ihrem Partner Golf. Sie hat das neu entdeckt und erklärt: „Coiffeure spielen jetzt auch Golf.“

So viel zu Crista K. und Rojhat. Der Text ist deskriptiv, nicht analytisch oder interpretativ. Er verzichtet auf eine Rahmung und weiterführende Deutung. Der so vermittelte Einblick dient vor allem dazu, die Aussagekraft biografischer Aufzeichnungen zu veranschaulichen.³

3 Dies in Ergänzung zum Kapitel in diesem Band: „Was biografische Zugänge erhellen“ (Ueli Mäder).

Biografieanalyse mit objektiver Hermeneutik

MARIA PILOTTO

Für die Teilnahme am Workshop „Biografieanalyse mit objektiver Hermeneutik“ habe ich mich aufgrund meiner Masterarbeit entschieden, deren Fragestellung ich mittels einer objektiv hermeneutischen Analyse beantworten möchte. Dementsprechend habe ich mir vorgängig schon einiges an Vorwissen zu der Methodik erarbeitet – einerseits im Selbststudium für die Masterarbeit, andererseits im Mastermodul „Theoretische Begründungen der Sozialen Arbeit in der Gegenwart“, wo wir uns im Rahmen einer Gruppenarbeit mit dem Ansatz der fallbasierten Sozialen Arbeit¹ auseinandergesetzt haben. Der vorliegende Beitrag zeigt somit eine Reflexion des Summer School Workshops, in die auch frühere Erfahrungen mit der Methode und Theorie Oevermanns einbezogen werden. Dabei möchte ich auf einige im Workshop kennengelernte Aspekte der Biografieanalyse² mit Fokus auf die Methodik der objektiven Hermeneutik eingehen und diese kritisch betrachten.

Die Workshopleitung³ hat sich dazu entschlossen, sich direkt dem Vorgang der Biografieanalyse zuzuwenden und auf eine ausführliche theoretische Einführung in die Methode vorerst zu verzichten. Fälle aus der Praxis der Teilnehmenden wurden gemeinsam analysiert und durch theoretische und methodische Einwürfe ergänzt. Wie die Struktur des Workshops zeigt, lässt sich die Theorie und Praxis der Methode auch getrennt behandeln. Trotz des

1 Im Gegensatz zur Evidence Based Practice oder zum Evidence Based Social Work, zur evidenzbasierten Sozialen Arbeit. Die Arbeit beschäftigte sich u. a. mit den Theorien Oevermanns.

2 In diesem Beitrag verwende ich nur den Terminus *Biografieanalyse*. Damit ist die *Biografieforschung* mitgemeint, für deren Durchführung ich die Analyse als ein zentrales Instrument ansehe.